

Was die Intersektionalitätsdiskussion aus den feministischen Gender-Debatten in Frankreich und Deutschland lernen kann

Cornelia Möser (Berlin)

Intersectionality ist in den vergangenen Jahren zu einem „buzz-word“ (Davis 2008) geworden. In vergleichbarer Weise wurde zu Anfang der 1990er Jahre auch Gender als Modeeffekt behandelt. Die Diskussionen um beide Konzepte scheinen viele Parallelen aufzuweisen, zumal Intersectionality – eine Kategorie, die im Umfeld von juristischen Interventionen bzw. Antidiskriminierungspolitik entstand – seit geraumer Zeit in Zentren und Seminaren der Frauen- und Geschlechterforschung diskutiert wird. Warum haben sich gerade sie für Intersectionality angeboten? Was erhoffen sich Frauen- und Geschlechterforscher_innen vom Intersectionality-Ansatz, welches sind die Kritiken oder Befürchtungen? Wo liegen hier Parallelen zu den feministischen¹ Gender-Debatten? Nach einer Untersuchung gängiger Narrative im Erzählen der Geschichte feministischen Denkens werde ich diese in den Kontext der sich wandelnden gesellschaftlichen Bedeutung von universitärer Wissensproduktion einordnen, um abschließend feministische Strategien darin zu reflektieren.

1. Fetischisierte Konzepte: Wundermittel versus Verfallsdrohung der Forschung

Die feministischen Gender-Debatten werden als Katalysatoren für die Veränderungen und Diskussionen betrachtet², welche die feministische Forschung in der Folge durchlebt hat. Ausgehend von der Überzeugung, dass der theoretische und konzeptuelle Einsatz der Gender-Theorien selbst nicht in einem derart starken Kontrast oder Bruch mit der vorherigen feministischen Forschung steht, erscheinen diese Debatten als Terrain, auf dem eine Reihe von Diskussionen und Konflikten ausgetragen werden, welche die feministische Forschung möglicherweise bereits hinter sich gelassen zu haben glaubte.³ Diese Konflikte betreffen unter anderem die uni-

1 „Feministisch“ bedeutet in diesem Text eine Position, die sich (manchmal auch kritisch) positiv auf die Frauenbewegung bezieht und einen explizit gesellschaftskritischen Anspruch hat.

2 Vgl. Hark 2005: 286.

3 Sabine Hark spricht von einer „Arena für die Neuordnung des institutionellen und intellektuellen Territoriums des akademischen Feminismus“, vgl. Hark 2005: 318.

versitäre Institutionalisierung von feministischem Wissen und feministischer Forschung, die Rolle der Sexualität in gesellschaftlichen Subjektivierungsprozessen, die Disziplinierung und Kanonisierung von kritischer Forschung und die Ziele und Methoden feministischer Forschung.

Vor diesem Hintergrund werden Hoffnungen, Anforderungen und Befürchtungen mit der Gender-Kategorie verbunden: Einige erhoffen sich vom Einsatz und der Verwendung des Gender eine bessere Institutionalisierung und mehr institutionelle Anerkennung, während für andere Gender die feministische Forschung bedroht oder sie gar in Gender bereits deren Abschaffung sehen. Im einen wie im anderen Fall wird der Gender-Kategorie eine nahezu magische Kraft zugeschrieben. Woher kommt diese? Eine denkbare Antwort könnte in der Macht internationaler Organisationen (EU, Uno etc.) liegen, die durch die Verwendung des Begriffs „Gender“ und anschließend auch der Termini „Intersektionalität“ oder gar „diversity“ über die finanzielle Förderung von wissenschaftlichen und politischen Projekten entscheiden. Auch wenn dieses Argument nicht zu unterschätzen ist, so darf nicht vergessen werden, dass diese Institutionen Gender und Intersektionalität der feministischen und gesellschaftskritischen Forschung selbst entnommen haben.

Um nach weiteren Antworten zu suchen, habe ich die deutsche und die französische Einführungsliteratur in *Gender Studies* daraufhin untersucht, wie sie Gender vor allem bezüglich vorausgegangener feministischer Forschung einführen und welches die angeführten ‚Paradigmen‘ oder Charakteristika und kanonischen Autor_innen sind. Aus dieser Untersuchung konnte ich drei Narrative ableiten, die in den Einführungen zu finden sind, selbstverständlich nicht immer in Reinform. Es soll ohnehin vielmehr darum gehen, sich diese Narrative in Bezug auf das Schreiben der Geschichte des eigenen Denkens genauer anzusehen, statt die Einführungsliteratur danach einzuteilen. Die drei auf die Kategorie Gender bezogenen Narrative habe ich ‚Differenzierungsnarrativ‘, ‚Verfallsnarrativ‘ und ‚Versöhnungs-‘ bzw. ‚Überwindungsnarrativ‘ genannt.

1.1 Differenzierung und Emanzipation von der politischen Bewegung

Das Differenzierungsnarrativ betrachtet *gender* als Ausdruck einer Entwicklung feministischer Wissenschaft hin zu mehr Wissenschaftlichkeit: Nicht nur hätten sich die Themen durch die Gender-Perspektive in den meisten Disziplinen vervielfacht; auch die Methoden und die wissenschaftliche Perspektive hätten sich differenziert, indem sie sich von der politischen Normativität, die von der Frauenbewegung zunächst in die Frauen- und Geschlechterforschung eingeschrieben worden sei, gelöst hätten:

In den Anfangstagen der Frauenbewegung und Frauenforschung hatte die Formulierung plakativer Konzepte sicher eine spezifische Funktion. Sie sind Zeichen eines Aufbruchs und tragen entsprechend die positiven und negativen Merkmale des Bruchs mit Traditionen. (Knapp 1990: 14)

Konstitutives Element der Differenzierung scheint der Bruch mit der politischen Bewegung und ihren theoretischen Ansätzen zu sein. Der Artikel „Die Auflösung der Geschlechterdifferenz. Entwicklungstendenzen in der Theorie der Geschlechter“ von Bettina Heintz, den Sabine Hark als „diskursive Intervention“ (Hark 2005: 37-42) bezeichnet, veranschaulicht diese Geste, den Dekonstruktivismus als neues Paradigma hinzustellen, das die Konzepte des ‚alten Feminismus‘ ersetze:

Der Geschlechterbegriff, der die feministische Diskussion lange Zeit beherrscht hat, ist historisch überholt. Eine universalisierende Begrifflichkeit lässt sich in einer hochgradig differenzierten Gesellschaft nicht aufrechterhalten. [...] Das sogenannte post-feministische Denken ist jedenfalls ein Denken, das der modernen Gesellschaft und der Pluralität der weiblichen Lebenssituation(en) um einiges angepasster ist als die ahistorische Geschlechterontologie des ‚klassischen‘ Feminismus. (Heintz 1993: 37)

Nach Hark markiert dieser Artikel den Beginn einer Neuordnung des Feldes feministischer Forschung, dessen Ergebnisse man heute noch nicht gänzlich absehen könne.

Der gender turn war über die Maßen erfolgreich. Anders als im europäischen oder US-amerikanischen Kontext ist es im deutschsprachigen Raum akademisch kaum noch legitim, von Feminismus oder feministischer Theorie zu sprechen. (Hark 2006: 38)

Doch dies würde nicht der Realität der Wissensproduktion und -aushandlung entsprechen. Auf gleiche Weise kritisiert Gudrun-Axeli Knapp die Darstellung der Dekonstruktion als „Topos des Abschieds vom ‚klassischen Feminismus‘“ (Knapp 2001: 80). Das häufig reproduzierte Schema, welches den Übergang eines differenzialistischen und essentialistischen Feminismus sowie universalisierender Patriarchatskonzepte in den 1970er Jahren hin zum dekonstruktivistischen Avantgardismus der Gegenwart beschreibt, ist für Knapp eine Karikatur (ebd.). Die Geschichtsschreibung des eigenen Denkens hat demnach eine zu starke Vereinfachung und damit Homogenisierung mit sich gebracht. Genau zu jenem Zeitpunkt tauchen zum Beispiel auch Generationenmodelle auf, welche die Bevorzugung bestimmter theoretischer Ansätze aus der Zugehörigkeit zu einer Alters- oder Generationengruppe abzuleiten versuchen.⁴

Indem Gender-Forschung als differenzierter und komplexer als die vorangegangene feministische Forschung dargestellt wird, erscheint Letztere notwendig

4 Zum Beispiel bei Landweer 1994, Lenz 2001 und Holland-Cunz 2003.

als undifferenziert und unterkomplex, was einer tatsächlichen Untersuchung meines Erachtens nicht standhalten würde. Dies lässt sich als Aneignung eines antifeministischen Vorurteils deuten, das der Frauen- und Geschlechterforschung seit ihren Anfängen vorwarf, ‚Betroffenenwissenschaft‘ zu praktizieren und demnach nicht ‚objektiven‘ und ‚wissenschaftlichen‘ Kriterien zu genügen. Auf die schwierige Beziehung zwischen feministischer Bewegung und feministischer Forschung, die hier anklingt, gehe ich an späterer Stelle noch ein.

1.2 Entpolitisierung und Konformismus

Das zweite, das ‚Verfallsnarrativ‘, lässt sich in gewisser Hinsicht als Negativfolie des Differenzierungsnarrativs fassen. Es beklagt eine Entpolitisierung der feministischen Forschung, die sich derart gut in die universitäre Institution integriert habe, dass sie jeglichen kritischen Anspruch verloren habe. Dieses Narrativ tritt verstärkt in den Gender-Debatten auf, lässt sich aber schon vorher finden. Bereits 1990 stellte Gudrun-Axeli Knapp die Frage nach der Radikalität in der Frauenbewegung; sie beschreibt

auf der einen Seite die Wahrnehmung, daß vielen der gesellschaftskritische ‚Biß‘ ein Stück weit abhanden gekommen zu sein scheint; auf der anderen Seite ein zunehmendes Ungenügen an einigen populär gewordenen Ansätzen, die sich selbst als ‚radikal‘ präsentieren und auch als solche in der Frauenbewegung rezipiert werden. (Knapp 1990: 5)

Gegen die in diesen Diskussionen immer wieder hergestellte Polarisierung fordert Knapp, genauer anzugeben, was eigentlich unter „Radikalität“ verstanden wird. Der feministischen Wissenschaft werde ohnehin Radikalität vorgeworfen, da sie mit der traditionellen Wissenschaft durch ihr wissenschaftskritisches Projekt im Konflikt stehe. Doch auch innerhalb der feministischen Wissenschaft müsse genauer benannt werden, was unter Radikalität zu verstehen ist.

Knapp erinnert daran, dass Frigga Haug zum Ende der 1980er Jahre Anpassung und mangelnde Radikalität vorgeworfen wurde, als sie das karikaturhafte Modell der Frauen als Opfer und der Männer als Täter in Frage gestellt hatte (vgl. Haug 1987). Für Knapp hingegen läge der wahrhaftige Verlust von Radikalität vielmehr in Ansätzen, welche in den Analysen der gesellschaftlichen Organisation der Geschlechterverhältnisse immer noch auf funktionalistische Rollentheorien zurückgreifen. „Radikal wären demgegenüber für mich“, so Knapp „solche theoretischen Zugangsweisen, denen es gelingt, die Konfliktkonstellationen und Konfliktpotentiale in der Realität der objektiven Verhältnisse und der Subjekte offenzulegen“ (Knapp 1990: 15).

Die Angst vor dem Radikalitätsverlust begleitet häufig den Vorwurf, sich von der Bewegung entfernt zu haben (Vgl. z.B. Niekant/Schuchmann 2003: 9).⁵ „Dabei ist die Distanz der Wissenschaftlerinnen zur Bewegung ein Problem, ebenso ihre Einbindung in die wissenschaftliche Hierarchie“, so Sigrid Metz-Göckel (1987: 35). Da sie sich immer zwischen beiden – der Bewegung und der staatlichen Institution – befänden, werfe man den feministischen Wissenschaftler_innen vor, zu „selbst-referentiell“ zu sein (Kramer 1992: 198). Gleichzeitig wird daran erinnert, dass feministische Wissenschaft ihren „kritischen Impetus [...] nur behalten [kann], wenn sie von sozialen Bewegungen gespeist wird, freilich ohne von diesen verschluckt zu werden“ (Krüger 1987: 89).⁶ Es scheint fast so, als wäre die universitäre Wahrnehmung der feministischen Wissenschaft als radikal und subjektiv von einigen Frauen- und Geschlechterforscherinnen verinnerlicht worden. Barbara Holland-Cunz sieht zwischen beidem einen Zusammenhang:

Die heutige, extrem bewegungsferne Akademisierung der feministischen Forschung, die nichts mehr von ihren befreiungstheoretischen Ursprüngen wissen will, ist gleichsam die Rache der sich etablierenden Wissenschaft an den überkommenen dogmatischen Ansprüchen feministischer Politik. (Holland-Cunz 2003)

Um der Sanktion gegen Arbeiten, die sich explizit feministisch nennen, zuvorzukommen, setzten Gisela Bock und Hilge Landweer auf den Begriff „Frauenforschung“⁷, um die ersten Institute zu bezeichnen (vgl. Bock/Landweer 1994: 103). Dies lässt sich als ‚vorausseilender Gehorsam‘ deuten, der zu einer Festschreibung antagonistischer Positionen führte, die meines Erachtens in Wirklichkeit gerade verhandelbar zu werden begannen, nicht zuletzt auch durch feministische Politik.

Hildegard Maria Nickel beschreibt die Entpolitisierung 1996 als notwendigen Effekt der „Akademisierung von Frauenfragen“ (Nickel 1996: 336). Die feministische Debatte verliere dadurch ihre „Sprengkraft“ (ebd.: 335).

Feministische Theorien und Geschlechterforschung sind als akademische Institutionen einem Professionalisierungszwang ausgesetzt, der sie einesteils [...] zu einem mehr oder weniger relevanten Moment des universitären Fächerkanons macht, andernteils anscheinend auch zu ihrer Entpolitisierung beiträgt. (ebd., 336)

5 Im selben Sammelband spricht Heike Kahlert von einer „Verwissenschaftlichung der Kritik“ und einer „Politisierung der Wissenschaft“.

6 Für den französischen Kontext findet sich ein vergleichbares Argument bei Picq 2002: 16f.

7 Frauenforschung war seit ihrem Anfang nicht auf Frauen als Forschungsgegenstand reduziert. Carol Hagemann-White dazu: „Der doppelte Bezug auf Frauen als Subjekt und Objekt der Forschung war somit Programm, dessen Ziele Eigenständigkeit und Vielfalt waren; dies ist es, was im Begriff ‚Frauenforschung‘ steckt.“ (Carole Hagemann-White 2001: 66).

Entpolitisierung heißt für sie demnach die Entkoppelung von theoretischem Diskurs und politischen Handlungsmöglichkeiten. Sabine Hark kritisiert ebenfalls, dass Gender dazu genutzt werde, „wissenschaftliche Dignität“ zu demonstrieren (Hark 2005: 255). Die Gender Studies hätten sich vom Ballast feministischer Politik zu befreien gesucht (ebd.: 257). Dieser Wechsel vom „Geschlechterkampf“ zu Geschlechtsdifferenzierungsforschung“ (ebd.: 260) muss nach Hark im Hinblick auf die veränderte Rolle der Universitäten im Kontext globalisierter Wissensökonomien betrachtet werden (ebd.).

Ein Problem dieses Narrativs ist, unter anderen, dass diese Kritik sich fast ausschließlich an die feministische Forschung richtet und nur selten an politische Institutionen und Organisationen. Hiermit wird die Kritik der Entpolitisierung vor allem jenen Forschungsfeldern nachgetragen, in denen Forschung betrieben wird, die sich nicht unmittelbar in politische Strategien übersetzen lässt. In Zeiten konservativer ‚backlashs‘ ist es meines Erachtens jedoch häufig die Abstraktion, in der eine radikale Kritik Zuflucht findet, um an der Universität bestehen zu können. Wenn politische Umsetzbarkeit zum alleinigen Kriterium dafür wird, ob eine Theorie politisch ist oder nicht, dann liegt dem ein sehr enger Politikbegriff zugrunde – und nicht zuletzt einer, der staatliche und lobbyistische Politiken bevorzugt. Eine Kritik, die sich den Luxus der Negativität erlaubt, erscheint aus dieser Perspektive bereits als unpolitisch. Auf diese Weise wird die Möglichkeit radikaler Kritik vertan – zugunsten einer Anerkennung durch jene Institutionen, die im Visier der Kritik standen.

1.3 Der dritte Weg

Um sich dem dritten Narrativ zu nähern, dem ‚Versöhnungs-‘ oder ‚Überwindungsnarrativ‘, bietet sich ein kleiner Umweg an: In ähnlicher Weise, wie in den Gender-Debatten eine Opposition der Kategorien ‚Frau‘ und ‚Gender‘ hergestellt wurde (um es zu überzeichnen), wurde auch die Intersectionality häufig gegen den Triple-oppression-Ansatz oder die Frage nach Analogien in Herrschaftsverhältnissen diskutiert (bspw. Kerner 2009). Einige geben an, es handle sich bei Intersectionality um ein neues Wort, das eigentlich dasselbe meint, andere vertreten, dass sich Intersectionality als Gegenmodell zu Triple oppression entwickelt habe, und wieder andere erklären, dass die Intersectionality weiterentwickelt habe, was im Triple-oppression-Ansatz bereits angelegt gewesen sei.

Diese Oppositionspaare rufen einen Gegensatz von Denktraditionen auf, in denen sie jeweils zu Recht oder zu Unrecht gelesen werden: Verkürzt werden demnach die ‚Frau‘ und die Triple oppression einer humanistischen oder materialistischen Tradition zugeordnet, während Gender und Intersectionality zu einer „antihumanis-

tischen“, „postmodernen“ oder „postnietzscheanischen“⁸ Tradition gerechnet werden. Diese Vereinfachung soll zu verstehen helfen, warum die Diskussionen derart aufgeladen sind und zum Teil mit solcher Gewalt geführt werden. Das ‚Versöhnungsnarrativ‘ versucht nun, diese Gegenüberstellung zu relativieren, indem es die Gemeinsamkeiten beider Traditionen hervorhebt (zum Beispiel den Antinaturalismus und den Antiessentialismus). Es tritt vor allem zum Ende der 1990er Jahre auf, gewissermaßen als Reaktion auf die heftige Butler-Debatte:

Den zu groß gewählten Gesten und Begriffen auf der einen Seite korrespondiert die überdimensionierte Abwehr postmodernen Denkens auf der anderen. [...] Kurskorrekturen sind da verstellt, wo Entweder-Oder-Logiken im Spiel sind; angebracht sind Positionsbestimmungen im Widerstreit. [...] Jenseits der plakativen Postmoderne und jenseits dogmatischer Grenzziehungen zwischen kritischer und unkritischer bzw. feministischer und unfeministischer Theorie ist eine politisch-wissenschaftliche Konstellation entstanden, der unser Interesse gilt. (Knapp 1998: 11)

Um diese Versöhnung zu denken, greift Cornelia Klinger auf die von Heidi Hartmann eingeführte Metapher von der „unglücklichen Ehe“ zurück (Hartmann 1997), um eine Reflexion über den „Feminismus und seine glücklichen oder unglücklichen ‚Ehen‘ mit verschiedenen Theorieströmungen im 20. Jahrhundert“ anzustoßen. Sie stellt fest, dass alle Ehen gescheitert sind (trotz guter Momente) und die Pointe bei der Ehe mit der postmodernen Theorie darin liege, dass der Feminismus gar keine akzeptable Braut für sie sei (Klinger 1998: 26). Sie führt die postmoderne Kritik am vermeintlichen Essentialismus des Feminismus und die Kritik daran an, dass er das Geschlechterverhältnis gegenüber weiteren Ungleichheitsverhältnissen bevorzuge, um dann zu schließen, „daß nur die Artikulation eines gewissen Universalitätsanspruches die Kalamitäten der essentialistischen Identitätspolitik überwinden bzw. vermeiden kann“ (ebd.: 35). Auf diese Weise soll auf kultur- und symbolpolitischer Ebene von der Stärke antiuniversalistischer Ansätze profitiert werden, während gleichzeitig die Stärker humanistischer Ansätze im Bereich der kollektiven Aktion genutzt werden soll.

Durch die analytische Trennung der drei Narrative soll keineswegs suggeriert werden, dass diese keinerlei Begründung in der Wissenschaftspraxis entsprechen oder falsch liegen. Alle drei haben ihre Wahrheiten und ihre Grenzen. Es geht lediglich darum, die feministische Selbstreflexion durch das Herausstellen dieser rhetorischen Achsen zu befördern. Vor allem das in allen drei Narrativen transportierte Verständnis von Politik soll weiter unten erneut aufgegriffen werden.

8 Der Begriff ist von Jan Rehmann entlehnt, vgl. Rehmann 2004.

2. Internationalisierung der Forschung durch eine Einheitskategorie?

In den Gender-Debatten wie auch in den Diskussionen über Intersektionalität wurde mit der Nützlichkeit einer internationalen Kategorie argumentiert, welche die politische und wissenschaftliche Kommunikation befördere. Dieses Argument wurde dafür kritisiert, dass kaum von einem tatsächlichen Internationalismus die Rede sein könne, wenn die internationalen Konzepte immer aus den USA kommen und anderen Ländern durch die Förderpolitiken supra-nationaler Organisationen auferlegt werden. Solche Kritiken gehen zum Teil auch mit Anti amerikanismus einher.⁹ Da die Vor- und Nachteile institutionalisierter Politik hier nicht behandelt werden können, erlaube ich mir einen kleinen geschichtlichen Umweg, um diesem Internationalismus einen anderen gegenüberzustellen: jenen des Feminismus der 1960er- und 1970er Jahre.

Die so genannte erste und zweite Welle des Feminismus war derart internationalistisch, dass es nachgerade unmöglich ist, einen Ursprung der Bewegung auszumachen.¹⁰ Doch wichtiger als die Frage nach Ursprüngen ist ohnehin, dass diese Frage die Feministinnen dieser Epochen überhaupt nicht interessiert hat. Sie interessierten sich für die Texte ihrer „Schwestern“, um sich besser auf internationaler Ebene organisieren zu können. Eine große Bedeutung für die Kommunikation kam ihren Zeitschriften zu, in denen auch Übersetzungen publiziert wurden. Ein Beispiel könnte der Text „Nochmal zu Marxismus und Feminismus“ von Rada Iveković sein, der zunächst aus dem Serbokroatischen ins Ungarische übersetzt wurde, dann ins Französische und aus dem Französischen schließlich ins Deutsche und Englische.¹¹ Zu der Zeit, als dieser Text entstand und veröffentlicht wurde, gab es eine intensive Diskussion über ‚Geschlechterklassen‘ – ein Begriff, der unter anderem von Christine Delphy eingeführt wurde.¹² Sie wurde von den britischen Forscherinnen Michèle Barrett und Mary McIntosh stark kritisiert, während die deutschen Forscherinnen Frigga Haug und Kornelia Hauser sie teilweise in Schutz nahmen (beide Beiträge sind im *Argument*-Sonderband „Projekt Sozialistischer Feminismus“ abgedruckt). Diese Feministinnen diskutierten theoretische und politische Konzepte, ohne danach zu fragen, ob es sich bei dem einen Konzept um ein besonders englisches oder bei der anderen Theorie um eine sehr französische, österreichische oder sonstige handelte. (Zweifelsohne ist dies zum Teil einem ausgebildeten Eurozentrismus geschuldet.)

9 Ich denke hier vor allem an die Positionen in den französischen Gender-Debatten, welche Gender als amerikanisch und damit als für den französischen Kontext auch kulturell nicht übersetzbar dargestellt haben.

10 Siehe zur Kritik der Wellenmetapher auch Offen 2000: 25f.

11 Vgl. Iveković 1984.

12 Viele ihrer frühen Artikel sind abgedruckt in Delphy 1998.

Paradoxerweise hatte die so genannte Globalisierung eine eher nationalisierende Auswirkung auf die feministische Forschung.¹³ Diese Nationalisierung ist in großen Teilen der Institutionalisierung geschuldet, selbst jener der internationalen Politik, z.B. mit dem von der Uno ausgerufenen Jahr der Frau 1975 und der Frauendekade, die darauf folgte. Diese Institutionalisierung einer bestimmten Form von Politik verstärkte meines Erachtens in der feministischen Forschung und der feministischen Politik die nationale Ausrichtung, zumal die auf internationaler Ebene verabschiedeten Direktiven anschließend auf nationaler Ebene umgesetzt und angewandt werden müssen, da die Uno selbst keine exekutive Macht besitzt. Die feministische Politik hat von diesen, die Nationalstaaten adressierenden Politiken profitieren können, um die Lebenssituation von Frauen zu verbessern und ihre *agencies* zu vergrößern. Es wäre jedoch fatal, diesen strategischen Kompromiss mit der Gesamtheit von „Politik“ zu verwechseln. Es handelt sich lediglich um eine spezielle Form von Politik und nicht um die einzige oder gar die beste. Feminist_innen selbst tragen die Verantwortung, andere Formen von Inter- oder Transnationalismus zu etablieren, was heute sicherlich einfacher ist als in den 1970er Jahren und ja bereits existiert in Projekten wie dem Ladyfest (vgl. www.ladyfest.org) und der Queeruption (www.queeruption.org), aber auch bei universitären Forscherinnen wie z.B. unter www.nextgenderation.net und in einer ganzen Reihe von Online-Zeitschriften.

3. Gender und Intersectionality als interdisziplinäre Ansätze

Die Inter- bzw. Transdisziplinarität von Gender und Intersektionalität verweist auf die Diskussion in der feministischen Wissenschaft darüber, ob sie sich als Disziplin verstehen möchte oder nicht (vgl. z.B. Kahlert 2001 und Bidwell-Steiner 2006). Eines der am häufigsten ausgedrückten Argumente gegen die eigene Disziplinierung ist die Angst, damit wissenschaftlich ins Abseits zu geraten und den in der inter- und transdisziplinären Arbeit starken Austausch mit den anderen Wissenschaftsfakultäten zu verlieren. Viele sprechen von einer drohenden „Ghettoisierung“ der feministischen Forschung.¹⁴ Für Bettina Mathes besteht zwischen diesem Vokabular und der enormen Wichtigkeit, die einigen Forscherinnen die eigene disziplinäre Verortung bedeutet, ein enger Zusammenhang. Sie zitiert beispielsweise die Berliner Rechtswissenschaftlerin Susanne Baer, welche wissenschaftliche Praxen, die nicht ihre disziplinäre Herkunft offen legen, als „kolonialistischen Gestus“ und „heimliche Hegemonie“ bezeichnet, da sie ihre eigene Herkunft damit notwendig universalisier-

13 Auch Cynthia Kraus spricht von einer „institution-nationalisation des questions féministes“; vgl. Kraus 2005: 184.

14 Z.B. Kail 1982: 84, Lesselier 1991: 99, Bock 1994: 101, Nickel 1996: 326.

ten (Mathes 2004: 112).¹⁵ Mathes drückt ihre Überraschung darüber in der Frage aus: „Liegt unserer Sorge um Herkunft und Identität die Angst zugrunde, diese könnte verschleiert oder ‚gefälscht‘ werden, wollen wir das disziplinäre ‚passing‘ oder ‚going in drag‘ verhindern?“ Sie problematisiert daraufhin die ambivalente Vorstellung der Herkunftsdisziplin: „[Z]um einen erscheint sie als eine Instanz, die väterliche Denk- und Sprechverbote ausspricht und Wissen verhindert und zum anderen bringt man ihr positive Gefühle entgegen, weil sie Schutz und Zugehörigkeit verspricht.“ (Mathes 2005: 121)

Es scheint sich bei dem Verlangen nach Schutz und Zugehörigkeit zu einer anerkannten Disziplin vielleicht um ein ähnliches Begehren zu handeln, wie es Luce Irigaray schon 1979 zur Kritik der Institutionalisierung vortrug: Sie sprach damals von „une formidable nostalgie de ‘rentrer à la maison’“ (Irigaray 1979: 16), die in dem Begehren liege, „de faire un grand journal, de devenir une maison d’édition à part entière, d’obtenir tel ou tel poste, ou parfois même de se marier et d’avoir des enfants“¹⁶ (ebd.). Wenn dem so ist, dann wäre die Webersche Aufgabe der Forscher_innen, auf die Götzen zu deuten, für die feministische Forschung dort umso schwieriger, wo sie selbst diese Götzen zu verkörpern beginnt.

4. Die veränderte gesellschaftliche Rolle der Universitäten und das Erbe der Frauenbewegung

Um auf die Ausgangsfrage nach den verschiedenen Narrativen über die Entwicklung feministischer Theorie zurück zu kommen, schlage ich vor, diese drei Narrative im Kontext der veränderten gesellschaftlichen Funktion der Universität in den letzten 20 oder 30 Jahren zu betrachten. Die Feministinnen fanden in dem Moment Eingang in die Universität (oder kurz zuvor), als diese sich zur so genannten Massenuniversität wandelte. Die aktuellen Reformen wie zum Beispiel der *bologna process* können als späte Reaktion darauf verstanden werden. Um den Problemen zu begegnen, vor welche die Massen eine Institution stellten, die eigentlich für eine kleine Elite konzipiert war, und um den Markterfordernissen zu entsprechen, die nach einer größeren Anzahl universitär ausgebildeter Arbeiter_innen verlangte, formulierte der *bologna*

15 Ebd. „Die eigene Herkunft nicht offen zu legen oder als allgemeinverbindlich vorauszusetzen wird als ‚Interdisziplinierung‘, ‚heimliche Hegemonie‘ oder kolonialistischer Gestus empfunden. Die hohe Bedeutung, die der Heimatlosigkeit und dem Grenzgängertum beigemessen wird, korrespondiert mit der Furcht vor ‚Ghettoisierung‘, sollten die Gender Studies Wurzeln schlagen, d.h. selbst zur Disziplin werden.“

16 „einer formidablen Nostalgie des ‚Nachhausekommens‘“ „eine große Zeitung zu gründen, ein ganzes Verlagshaus zu werden, diesen oder jene Posten zu bekommen, und manchmal gar sich zu verheiraten und Kinder zu bekommen“.

Intersectionality und Kritik

Neue Perspektiven für alte Fragen

Kallenberg, V.; Meyer, J.; Müller, J.M. (Hrsg.)

2013, XIV, 272 S. 1 Abb., Softcover

ISBN: 978-3-531-17726-7